

DIETHER DEHM

BELLA CIAO

Roman

Das Neue Berlin

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt. Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

2., durchges. Auflage
ISBN 978-3-360-02191-5

© 2015 (2007) Das Neue Berlin, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin, unter Verwendung
einer Illustration von Andreas Töpfer

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

Prolog

Meine Großeltern hatten in den Sechzigern ein kleines Häuslein an einen Berghang im italienischen Tessin gebaut. Sieben Jahre lang fuhr ich zu ihnen, wie es die Semesterferien hergaben. Der Weg dorthin führte durch die Schweiz, von Basel an Luzern vorbei und, weil der Gotthardtunnel damals noch nicht eröffnet war, über den Bernardinopass, »runter an den Lago«, wie wir Frankfurter Verwandten den Alterssitz meiner Großeltern nannten. Dort wartete ein Kellerzimmer auf mich, mit einer Kommode und zwei, drei Klappbetten möbliert, in dem sonst nur größere Spinnen und kleinere Skorpione hausten.

Das Schwarzwälder Fachwerkhäus, von einem sardischen Baumeister an den steilen Tessiner Berghang des Dorfes San Bartolomeo geklebt, hatte ich im Sommer 1967 zum ersten Mal gesehen.

Diesmal war ich mit zwei Kommilitonen unterwegs, runter an den Lago.

Das Haus meiner Großeltern lag genau einen Kilometer hinter der italienischen Grenze. Meine Großmutter stand auf dem Balkon. Ist Liebe Wartenlassen? Nein, Liebe ist Warten. Und sie stand da schon stundenlang. Und keck fuhr ich vor, großstadtmännisch die Autotür hinter mir zuschlagend, Herzingen im Halbdunkel der beleuchteten Palme huldvoll entgegennehmend.

Unsere Abenteuerlust trieb uns am ersten Abend im Tessin das Seeufer entlang. Ich fuhr mit meinen Freunden Andi Wader und Sascha Schiffer in die grillendurchzirpte italienische Nacht. Die größte auf der Karte des Lago Maggiore erkennbare Kleinstadt ist Verbánia. Deren Lichterschein entpuppte

sich als Promenade, wo wir gegen zehn Uhr nachts einparkten und uns unter die Leute mischten.

Was wir sahen, war wie aus einer andern Zeit. Da hingen zwar ein paar Luftmatratzen zu dreißigtausend Lire an der Hauswand, dann aber Korbflaschen mit Wein, Metzger- und Gemüsezeug, unbeleuchtet und grob angeschnitten hinter der Scheibe. Und dann ein Straßencafé, karg bestuhlt, mit sieben Tischen, ein paar Barhockern, über den Tischen weiße, schmucklose Decken, darauf Körbchen mit Weißbrot, Salz- und Käsestangen. Die Hälfte der Tische war besetzt.

Andi sagte dem Kellner wie selbstverständlich »Uno litro Frascati«, während sein Daumen die Eins deutete, ein Versuch in südländisch.

Wir setzten das auf der Fahrt nach Verbánia geführte Gespräch im Café fort und kamen auf den SDS zu sprechen, unter uns der malerisch glitzernde Lago Maggiore, und wir wie in einer Lagebesprechung für die morgen beginnende Schlacht. Ich war ja so stolz, mit diesen beiden um so vieles älteren und anerkannteren Genossen, natürlich nur durch die Einbringung der Mitgift der Bettstelle, die meine Oma für die beiden in dem kleinen Haus räumen musste, auf Augenhöhe mitzureden und gesehen zu werden (falls es jemand anderes politisch Interessiertes ausgerechnet hierher in den Urlaub verschlagen haben mochte, der die beiden aus der deutschen Zeitung kannte).

»Die Zentrifuge aller Ereignisse«, referierte Wader stockend, »ist die Logik, die Hegel mit der gesellschaftlichen Totalität gefasst hatte. Darum ja, und nur darum, geht es um die dezentrale Taktik, versteht ihr? Hört hier überhaupt jemand zu ...«

Ich gestattete mir die Frage, ob denn dezentralisierte Aktionen überhaupt noch eine wahrnehmbare Kraft sein könnten. Schiffer, als Schiedsrichter, warf ein: »Die Außendarstellung zentraler Kundgebungen wie der Vietnam-Kongress 67 – das ist das eine! Dezentrale Aktionen gestatten aber ein viel höheres Maß an Pragmatik, eine Art Nadelstich-Strategie ... Stadtguerilla ... von Che lernen ... Partisanentaktik in unseren Metropolen!« Dann hob er sein Glas jovial und begann zu singen: »O Partigiano, porta mi via ...«

Die zwei älteren Männer am Nebentisch lächelten uns zu, der eine, etwa einen Meter fünfundsechzig groß, untersetzt, mit weißem, vollem Haar, das ungekämmt hinter der hohen Stirn in Büschen und Rinnen zurückgestrichen lag, mochte weit über siebzig sein, hatte die Wangen breitmündig ineinandergefaltet, wie es Zahnlose tun. Er lächelte uns hinter einer Goldrandbrille zu, die auf seinem alten Gesicht komisch wirkte. Beim Stichwort Partigiano nickte er schüchtern, mehr für sich. Wader starrte den Alten an, verstand nicht, warum der ihm zunickte, fühlte sich veralbert. Er nahm mit höhnischer Handbewegung sein Glas und prostete dem Alten zu, und wir alle sangen »Questa mattina, mi sono alzato, o bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao ...«

Mir ist diese Szene heute noch so deutlich vor Augen, als habe sie sich letzte Woche abgespielt. Das Lachen des Alten war entwaffnend und kindlich, sodass Wader nervös mit den Lidern zuckte. Soviel Arglosigkeit war im zahnlosen Mund des Weißhaarigen und seinen wachen Augen, dass wir uns mit einem Mal alle zuprosteten.

»Tedeschi?« Die Stimme des Weißhaarigen war erstaunlich hell.

Andi hatte wieder so einen Impuls: »SDS, nos ... verdammt was essen wir? ... nos ... nos ... SDS ... studenti revolutionario ... tedeschi«, quasselte er drauflos.

Zumindest Irritation hatte er erwartet, wenn nicht sogar so etwas wie Hochachtung, hatten wir doch in Frankfurt die Lufthoheit über viele der Innenstadt kneipen. Stattdessen kam ein gänzlich unbeschwertes Gelächter vom Nebentisch. Und vielleicht wäre es dabei geblieben, wenn Andi nicht noch einmal »Revolutionario« hinterhergetönt hätte. Statt betroffen zu schweigen, kicherten die beiden Herren am Nebentisch.

»Irgendwie verstehen die kein Wort«, sagte Andi zu uns, und zu denen: »Parmigiano come Che Guevara ... Che Guevara.« Schiffer lachte den Alten überfreundlich zu und bedeutete Wader: »Überfahr die doch nicht mit unseren Strategiedebatten. Das sind einfache Leute, die hier ihren Wein trinken.«

Aber Wader ließ sich nicht bremsen: »Tu conosci Che Guevara, conosci?« Sein Übereifer sprang zwischen deutschen

und italienischen Sprachfetzen hin und her, um den Leuten zu erläutern, dass Bolivien in Lateinamerika liegt, Che Guevara dort den Partisanenkampf geführt hatte und wir das selbe, was Che in der mondo tertiale wollte, in unseren Metropolen durchzuführen begannen.

Die Gesichter der Alten blieben fröhlich, und weil bei »parmigiano come Che« an einem anderen Nebentisch nun auch geschnaut und gelacht wurde, wandelte sich Wader immer mehr zur komischen Figur.

Ein schwarzhaariges Mädchen saß mit mehreren Männern an einem Tisch und unterbrach Waders Redeschwall, indem sie auf den alten Weißhaarigen deutete und fortwährend »Commandante« sagte. Dann wiederholte sie das Lied, hob abschätzig die Braue, und sang den Refrain – während der alte Mann ihr voller Anerkennung zulächelte – zart, fein, leise, und sie ließ ihre gespreizten Finger im Rhythmus schweben.

Wader raunte: »Das ist bestimmt der frühere Polizeikommandant hier in dem Kaff gewesen.« Schiffer prostete dem Alten lauthals zu: »Policia?« Am Nebentisch brach vollends ausgelassenes Gelächter los. Immer mehr Leute wurden auf die komische Szene aufmerksam. Es schien, als ob sich die Worte Policia und Parmigiano zu einer im ganzen Ristorente von Tisch zu Tisch anschwellenden Fröhlichkeit verbanden. Und mit jedem Wort verstrickte sich Wader fester in das Netz des freundlich-spöttischen Gelächters.

Wir wirkten am Ende etwas verstört, sodass der Alte schließlich Erbarmen mit uns hatte: »Wir ... Partigiani!« rief er mit großzügiger Handbewegung, sodass auch das Gelächter ringsum feiner wurde und schließlich ganz austräufelte. Und der Hagere setzte mit väterlichem Spott hinzu: »Come Che Guevara«, wobei er Wader mit großen Kinderaugen ansah, ein fester, prüfender Blick durch die goldene Brille, über fast zahnlosem Mund und einem Doppelkinn, das in einer Vertiefung des untersetzten Körpers hing.

Später sah ich ihn auf Jugendfotos stolz und trotzig, was sich seither dem Erinnerungsbild dieses Abends beigemischt hat. Jedenfalls war Comandante Renzo auch ohne seine Zahnprothese und mit seiner Verwachsung alles andere als bemit-

leidenswert. In der Schale seiner Schultern, von wo aus eine hohe, heisere Stimme tönte, wandte sich sein Kopf wie der einer Eule aufmerksam hin und her. Zu Erläuterungen streichelte seine schlanke, an den Fingerkuppen verdickte Hand bedächtig über Tische und Tischdecken, Zweifel nicht zulassend, hätte nicht ein prüfendes Kopfschwanken die Vorläufigkeit seines Urteils signalisiert.

Mit dem letzten Tag dieses Urlaubs am Lago Maggiore verbinde ich noch ein anderes, schwächeres Erinnerungsbild: Renzo neben einer Siebzigjährigen, die ich an den zurückliegenden gemeinsamen Abenden noch nie getroffen hatte. Sie musste einmal sehr schön gewesen sein, hatte noch immer eine schlanke Figur und schwarzes Haar, vielleicht ein wenig nachgetönt. Sie begann plötzlich das berühmte Lied zu singen, mit etwas anderem Text, als er mir von Falken-Lagerfeuern und der FDJ im Gedächtnis war.

»Ich kenne einen anderen Text«, versuchte ich mit einem Mix aus Händen, Latein und Englisch kundzutun.

»Es gibt tausend Texte davon«, sagte die Frau lachend, »aber das ist des Maestros liebste Version.« Sie deutete auf den weißhaarigen Alten, der ihr im Spaß mit einer Ohrfeige drohte und dann mit gespielter Gleichmut ertrug, wie sie es zusammen sangen:

*An ihrer Schulter, da wird es hell schon
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Es war so warm hier, an deinem Arm hier
Da draußen werd ich bald schon friern.*

*Kann nicht gut schießen und krieg schnell Angst auch
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Soll ich ein Held sein, dem das gefällt? nein
Verfluchter Krieg, verfluchter Feind.*

*Sah Blut an Hütten, sah Frauen bitten
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Den kleinen Luca, der vierzehn Jahr war
Ich hab zu lang nur zugesehn.*

*Ihr in den Bergen, heut komm ich zu euch
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Was kein Kommando und kein Befehl kann
Ich werd heute Partisan.*

*Ich hinterlass hier keine Fährten
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Als Nichts erschein'n, um mehr zu werden
Zurückziehn, um nicht weg zu sein.*

*Wenn ich am Dorfplatz mal tot herumlieg
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Dann sagt der Priester statt langer Predigt:
Nie mehr Faschismus, nie mehr Krieg.*

*Nur noch den Kuss hier, kommt einer nach mir
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Dem wünsch ich Zeiten, wo man so eine
Wie dich nicht mehr verlassen muss.*

*Meine beiden Kumpane sehe ich heute nur noch ab und zu
mal wieder, und man umarmt sich schon lange nicht mehr.
Schiffer hat eine höhere Funktion bei den Grünen, sitzt
abends ab 21 Uhr im »La Habana« und trinkt Mochito – das
einzige, was ihn noch mit Kuba verbindet.*

*Wader ist, nach einer Phase des Berliner Häuserkampfes,
Regieassistent am Halleschen Ufer geworden. Zuletzt sah ich
ihn im Fernsehen, als er mit mildem Lächeln und dezenter
Stimme der gesamten deutschen Linken terroristischen Tota-
litarismus und Antisemitismus nachwies.*

*Renzo sah ich nur zwei Sommer lang. Ich begleitete ihn ins
Gebirge, horchte ihn aus, nachts, bis ihm die Augen zufie-
len, und ich sehe ihn heute noch vor mir, wie er singt, wie er
schießt, wegläuft, zu den Leuten redet, Niederlagen einsteckt,
Rückzüge befiehlt und am Ende nur noch eine einzige Waffe
hat: die Überzeugung von der Sozialität der Gattung und
seine daraus abgeleitete Barmherzigkeit.*

Was Schiffer heute zum Schreien komisch findet.

Und dennoch habe ich jetzt, dreißig Jahre später, begonnen, diese Geschichte aufzuschreiben. Obwohl ich die Strände und Cafés um den Lago Maggiore kannte – die Geschichte Norditaliens habe ich erst später, lange nach Renzos Tod und auch bis heute nicht gänzlich, kennengelernt.

Wer will Italien verstehen ohne dieses Ossola? Wer aber kann in die Geschichte des Ossola-Tals tauchen, ohne nachzufühlen, wie damals die deutsche Ostfront zerbrach und Sowjetfreunde und Sowjetfeinde zur gleichen Zeit in Italien gemeinsam gegen den Faschismus stritten? Für den Sozialismus in einem Tal. Und wer will die grausamen Kompromisse und aufopferungsvollen Einzelgefechte in den Bergen um den Lago Maggiore verstehen, ohne den gleichzeitigen Kampf der Partisanen in Serbien, Kroatien und Griechenland? Wer versteht die Enttäuschung, wenn ein letztes Gefecht nur ein kleiner Anfang wurde, weil Griechenland und Italien auf der Karte von Jalta eben nicht auf der gleichen Seite wie Jugoslawien verzeichnet waren, das dem sowjetischen Machtbereich zugeschlagen war? Wer versteht, warum der Kommunist Togliatti in die vom faschistischen Großrat gestiftete Regierung unter Badoglio, Mussolinis einstigem Schlächter von Abessinien, eintreten musste, um den Widerstand gegen den Faschismus breiter und wirkungsvoller zu gestalten? Jawohl, der Revolutionär Togliatti war für das Mitregieren – damit die Kräfte gegen die Herrschenden geeint und gestärkt würden. Der Erfolg des Mitregierens maß sich am Kräftezuwachs der Nichtregierenden. Politik nicht als Poker, sondern als Schachspiel, mit Geduld, Berechnung und Übersicht.

Längst haben sich die von den Alten erzählten Episoden miteinander verknüpft, sie sind kaum mehr auseinanderzuhalten, plötzlich wird Beiläufiges wichtig und bedeutungsvoll Berichtetes tritt in den Hintergrund. Und ein paar Lücken sind auch mit eigener Phantasie ausgefüllt. Wie viele? Ich weiß es nicht. Ich verspreche, meine Erzählung ist, so gut es ging, nach bestem Wissen und Gewissen, dokumentarisch. Ich muss allerdings zugeben, dass ich unfähig bin, in kühler Distanz zu berichten.

1

Es hatte den halben Tag lang geregnet. Wie die zum Anschlag aufgedrehten Duschen in der Kaserne dampfte die erhitzte Erde, und aus dem Gras stiegen Wölkchen, zwischen denen starr und steif die Sonnenstrahlen hingen.

Drüben, über den Schweizer Bergen, klang das Donnerrollen ab, und nun belebten als feine Herren verkleidete Händler den Uferplatz. Uniformierte Faschisten, Arbeiter, Fischer, einzelne Bauern und Arbeitslose folgten zögernd und begannen die Terrassen der drei Cafés an Cannobios Uferpromenade zu füllen. Wenige Meter entfernt, wo der von Blättern und Ästen bedeckte See an die Ufer schlug, untersuchten Bootsbesitzer ihre schaukelnden Kähne auf Sturmschäden. Deutsche Soldaten, die während des Regens auf ihren Zimmern in der nahegelegenen Kaserne Skat gespielt hatten, machten sich nun endlich auf zu Promenaden und Cafébesuchen.

Attila Pecallo sah dem Treiben auf der Piazza vom Fenster des Municipio aus zu. Er gehörte zu jenen italienischen SS-Milizionären, die von den deutschen Wehrmachtssoldaten ernst genommen wurden. Die Deutschen mochten Italiener, die ihnen zuhörten. Genau das konnte Attila durch ein vornehmes Zucken mit dem Mundwinkel und ein zustimmendes »Mmh« perfekt demonstrieren.

Attila war kein Freund unsinniger kleiner Vergeltungsaktionen. Er war für Planung. Die Achtung von Dr. Kraushaar, der die Wehrmacht um Cannobio kommandierte, hatte er sich durch kluge Vorschläge in vielen Lagebesprechungen erworben. Einer davon betraf die Isolation der Kommunis-

ten, »um denen keine Hasen in die Küche zu treiben«, was dem aktuellen Plan des Führers entsprach, die Alliierten zu entzweien und eine neue antibolschewistische Front zu eröffnen. Attila hatte strategisches Format, und nur wer ihn aus der Nähe beobachtete, erahnte die Leidenschaft hinter dem eingeklemmten Lachen und dem ehrerbietigen »Mmh«. Seine schwarzgewellten Haare waren mit Öl zurückgekämmt, was sie noch schwärzer machte. Er hatte ein langes, kantiges Gesicht, große Ohren und lange Wimpern. »Deine Wimpern unterscheiden dich vom Hai! Die Wimpern eines Ponys«, hatte Kraushaar ihm einmal nach drei Chianti lachend gesagt.

Attila hatte in Como und am Gardasee einige Tage in unmittelbarer Umgebung des Duce zugebracht, und nun war er wieder hier, um die Irritationen zu beseitigen, die die Inhaftierung und spätere Befreiung Mussolinis ausgelöst hatten. Bei einer Lagebesprechung im Hauptquartier von Salò war Attila mit einigen strategischen Ausführungen auch dem Verteidigungsminister aufgefallen. Der hatte sich nach ihm erkundigt. Als dann der Duce die Montagsrunde mit dem Vorschlag des Wirtschaftsausschusses eröffnete, die Mehlrationen in Novara herabzusetzen, spürte Attila dessen innere Abneigung gegen dieses Vorgehen und meldete sich zu Wort. »Ihr könnt das so machen«, begann er wie ein Advokat, »klar, es spricht vieles dafür. Mehl zu sparen ist sehr wichtig und hat wirtschaftlich alle Logik auf seiner Seite. Aber wo heute das Mehl weniger wird, wird morgen mehr Blei verbraucht. Und das Ossola-Tal ist nicht ganz einfach.«

Mussolini hatte die Augenbrauen drastisch hochgezogen und stumm genickt. Fortan galt Attila als Vertrauensmann des Duce – bis ins Tal von Cannobio.

Erst bei Dunkelheit war er nach Mergozzo zurückgekehrt. Von dort stieg er geradewegs den steilen Hangweg hinauf zu den kleinen Häuschen, die weiter oben lagen und von Arbeitern der Gummi-Werke bewohnt wurden. Oben war er, wie immer, etwas kurzatmig geworden. Vor einem Gatter zwischen Zypressen und halbhochem Gestrüpp hielt er an, wie er es früher getan hatte, und sog die lauwarmer Nachtluft

in tiefen Zügen ein. Er roch die Farben der Abende, als sein Leben noch behütet war. Und da war die Grille, die er nie beachtet hatte. Aber ihr Zirpen gehörte wie das feine Blätterrauschen in das Mosaik des Nachtgemäldes, das sein Herz zusammenzog und ihn an das elterliche Haus denken ließ, wann immer er, irgendwo in der Ferne weilend, eine Grille hörte.

Er prüfte noch einmal seine blinkenden Stiefel, auf denen der Mond lag und die er unterhalb des Steinwegs mit Spucke und einer Seite des »Corriere« poliert hatte.

Attila liebte seine Mutter, und sie hatte zu ihm gehalten, als der Vater immer mehr unter den Einfluss der intriganten Betriebsagitatoren geraten war. Attila hatte die Katastrophe nicht gewollt! Seine Mutter wusste das. Und er hatte sogar eine rückhaltlose Aufklärung der Vorfälle vom April 41 gefordert, als an einem Morgen zwei Arbeitskollegen seines Vaters, Freunde von Kindesbeinen an, mit eingeschlagenen Köpfen am Weg nach Mergozzo gefunden worden waren.

Hatte er sich nicht sein Leben lang für den Vater erklären müssen? Sogar die sozialistische Vergangenheit des Duce im »Avanti« zitiert, um die Fehlritte zu entschuldigen? Warum hatte sich gerade sein Vater nicht für die neue Zeit entschieden?

Ganz früher hatte Attila den Faschismus für eine italienische Besonderheit des Sozialismus gehalten und den Duce für Italiens Lenin. Die Faschisten hatten doch bei ihrem Marsch auf Rom unvergleichlich mehr soziale Gerechtigkeit im Sinn als alle monarchistischen Schlappschwänze mit ihren überkommenen Anstandsregeln und ihrem klapprigen König Vittorio Emanuele.

Auf den König hatte auch der Vater zeitlebens geflucht. Irgendwann jedoch war er schweigsam geworden und hatte mit dem Sohn nicht mehr über Lohn und Freiheit gesprochen, sondern sich, mit den Zähnen knirschend, wortlos abgewandt, wenn der von der neuen Idee sprach. Für Attila war dies einer der beiden dunklen Flecke während seines strahlenden Aufstiegs in den Milizen, denn obwohl er seine Mutter für alles Gute in der Welt liebte, hatte er doch zeitlebens dem Vater nachgeeffert. Wie der Holz schlug, die

Zigarette und die Zeitung hielt, mit wenigen Worten Sachverhalte traf. Und je mehr er dem Vater naheiferte, umso stärker hob er sich von den übrigen Jungfaschisten ab.

Die Grille hatte zu zirpen aufgehört, als Attila an die Tür klopfte. Er kannte dieses Schaben der flaumigen Hausschuhe, die nach dem Zurückschieben eines Stuhls in Richtung Haustür schlurften. Schwer atmend zog Attilas Mutter die Tür einen spaltbreit auf, maß den Sohn mit einem kurzen Arg und von unten. Die schwarzen Stiefel, den straffen Schritt bis zu den breiten Schultern, den markigen Kopf, die großen, frechen Augen, die sie gleich nach der Geburt bemerkt hatte, das gebräunte Gesicht, das keine Aufschwemmungen zeigte wie die Gesichter anderer Milizionäre. Und die Strähne, die sie ihm früher immer aus der Stirn gestrichen hatte. Die schlanke Nase hatte er vom Vater. Auf dem Kopf saß das schwarze Käppi der SS. Das offene Lachen des schmalen Mundes bewies ihr, dass Attila ein guter Mensch geblieben war. Sie sagte nichts, ihre Augen jedoch strahlten.

Und Attila wusste genau, mit welchen Gefühlen sie ihren einzigen Sohn, an den sie die Kriegsjahre über so oft nur mit Angst gedacht hatte, hier stehen sah. Aber der vertraute helle Aufschrei blieb aus. Ihre Stimme klang heiser, trocken und elend, als sie seinen Namen ausrief und ihn umarmte. Über dem Kuss spürte er die Tränen sofort, aber noch immer verstand er nicht ganz.

Er hätte es vorher erfahren können, wenn er tagsüber in Mergozzo angekommen wäre. Er hätte es überall in den Grenadierstationen hören können, und seine Freunde hätten sicherlich nichts Eiligeres zu tun gehabt, als es ihm zu sagen. Hämisch die einen, bitter die anderen. Nun musste er seine Mutter danach fragen: »Wo ist Papa?«

Sie sah ihn an, prüfend, als ob sein Gesicht in den Wochen beim Duce ein anderes geworden wäre. Sie warf sich in seinen Arm und jammerte erstickt: »Papa ist gegangen. Sie haben ihm gekündigt, und er wollte nicht bleiben.«

Ein kalter Schauer lief ihm den Rücken hoch. Sein »Nein!« klang so sinnlos, dass die Mutter das Weinen unterbrach und ihn aufforderte, es zu verstehen: »Es geht nicht anders.«